

Ein Hochseilartist - so wird erzählt - nahm seinen kleinen Sohn, noch bevor dieser laufen konnte, schon huckepack mit auf das Hochseil, damit er sich an diese Kunst gewöhne. Auf die Frage, ob der Kleine denn keine Angst habe so zwischen Himmel und Erde, antwortete der Vater: "Ich habe ihm beigebracht, immer zum Himmel zu schauen, dann bekommt er keine Angst."(1)

Diese Geschichte drückt eine Menge über unser Leben aus. Gleicht dieses nicht tatsächlich in vielem einem Hochseilakt? Wir stehen ständig auf schwankendem Grund und können jederzeit abstürzen. Schon morgen kann alles anders sein. Gerade in jüngster Zeit wurde uns das ja drastisch vor Augen geführt. Wer hätte sich vorstellen können, wie sich durch die Corona-Pandemie das Leben aller verändert hat? Wer hätte die durch den Ukraine-Krieg hervorgerufene "Zeitenwende" für möglich gehalten? Von plötzlichen Krankheiten, Unglücken oder Todesfällen Einzelner einmal ganz abgesehen.

Solange alles seine gewohnten Bahnen geht, vergißt man das allzu leicht. Gerade die Wochen der Fastenzeit sind eine gute Gelegenheit, wieder einmal darüber nachzudenken, daß nichts selbstverständlich ist.

Als Mittel gegen Lebensangst in der schwankenden Welt haben nun Menschen schon immer "zum Himmel geschaut". Sie suchten nach einer Sicherheit, die über diese Welt hinausgeht. Vielleicht - hoffentlich! - haben in der letzten Zeit auch wieder ein paar Leute mehr den Blick nach oben gerichtet und darin Ermutigung gefunden? Vielleicht sind die Turbulenzen, in die wir geraten sind, sogar eine Mahnung, diesen Blick nicht ganz zu vergessen? Es ist Zeit, an Gott zu denken. Die österliche Bußzeit lädt dazu ein.

Nun ist aber der "Blick nach oben" nicht immer positiv. Auch das gilt es jetzt zu bedenken. Es gibt auch negative Religion. "Es ist nicht gleichgültig, welche Theologie man betreibt", habe ich in einem Buch gelesen, "es ist nicht gleichgültig, an welchen Gott man glaubt."(2)

Religion wird dann negativ, wenn sie n u r noch zum Himmel aufschauen will und darüber die Erde vergißt, auf der wir zu leben und uns zu bewähren haben. Schwarmgeister, die das vergessen, hat es zu allen Zeiten gegeben. Gerade in Krisenzeiten gewinnen Sekten und obskure Gruppen Zulauf. Das muß man auch jetzt befürchten. Leider finden wir Leute, die sich für

besonders fromm und "charismatisch" halten und die Bodenhaftung darüber verlieren, auch in der eigenen Kirche.

Man kann im christlichen Glauben den Himmel nicht dauernd auf der Erde haben. Womit wir beim heutigen Evangelium wären, der Geschichte von der "Verklärung Christi". Darin werden drei Jüngern Jesu - Petrus, Jakobus und Johannes - schon zu ihren Lebzeiten ein paar kurze Blicke in die himmlische Vollendung gewährt. Sie dürfen Jesus schon vor-österlich in seiner göttlichen Herrlichkeit schauen.

Es ist übrigens die einzige Stelle im Neuen Testament, wo die göttliche Natur Jesu vor seiner Auferstehung für menschliche Augen sichtbar wird. Alle Attribute kommen vor, mit denen die Bibel - vor allem im Alten Testament - Gottesbegnungen von Menschen beschreibt: Der Berg, das Licht, die Wolke, die Erscheinungen großer Heiliger (hier Mose und Elia), auch die Furcht und Angst bei denen, die die Gottesbegnung erleben, schließlich sogar die Stimme Gottes selbst, der mit denselben Worten wie schon bei dessen Taufe im Jordan (Mt 3,17) Jesus als seinen "geliebten Sohn" bestätigt (Mt 17,5).

Man kann gut nachvollziehen, daß Petrus einen solchen "himmlischen" Moment festhalten will. Er will "Hütten" dafür bauen, den Himmel sozusagen auf Erden fest-mauern (Mt 17,4). Wer hätte bei so überwältigenden Erfahrungen nicht diesen Wunsch? Da tritt Petrus ganz als Sprecher und Beispiel von uns allen auf.

Aber das geht nicht. Der irdische Blick in die andere Welt ist nur wie eine kurze, blitzartige Vision beschrieben, dann ist alles wieder normal und profan. "Sie sahen niemanden mehr", heißt es, "außer Jesus" und zwar "allein", das heißt wieder als Mensch in seiner menschlichen Natur. Und sie müssen mit dem alltäglichen, irdischen Jesus wieder "den Berg hinuntersteigen" (Mt 17,9). Sie müssen im Tal wieder den Weg nach Jerusalem fortsetzen, wohin sie eigentlich unterwegs sind.

Dort aber werden unvermeidlich Leiden und Kreuz warten. Das endgültige, ewige Ostern gibt es - christlich betrachtet - nur durch Leiden und Kreuz hindurch. Hier wird etwas Zentrales an unserem Glauben beschrieben und nicht ohne Grund haben die drei Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas den Bericht von der Verklärung Christi übereinstimmend fast genau in der Mitte ihrer Evangelien platziert.

Manchmal werden auch uns kurze Höhepunkte geschenkt, himmlische Erfahrungen, wo wir ganz nahe an Gott scheinen und seine Gegenwart wie mit Händen zu greifen ist: Glückliche Stunden,

gute Begegnungen, lichtvolle Erkenntnisse, eindrucksvolle Gottesdienste. Irgendwie lebt man von solchen Augenblicken. Sie geben dem Leben und Glauben Sinn und Halt. Wir wissen dann: Trotz aller Widrigkeiten und Ärgerlichkeiten, trotz aller Kreuze gibt es ein Ziel, ein "Licht am Ende des Tunnels", auf das wir schauen können, wenn das Hochseil des Lebens allzu sehr schwankt.

Wir sind schon erlöst, wenn auch 99% des Lebens sich in den Tälern abspielt, wo es ganz gewöhnlich zugeht. Auch dort ist Jesus dabei und geht mit - "er allein"(Mt 17,8) - ohne Lichtglanz, ohne Mose und Elija und ohne Stimme Gottes. Viel eher im "geringsten Menschen"(Mt 25,40) oder in den Sakramenten, den Zeichen seiner ständigen Gegenwart verborgen unter alltäglichen Dingen, oder in seinem Wort.

Ich fürchte, wir haben in den aktuellen Krisenzeiten der Kirche häufig das Wichtigste vergessen und sollten uns neu darauf besinnen. Es gibt nicht nur das heute übergroß sichtbare, unvermeidliche und schon von Jesus angekündigte "Unkraut im Weizen"(Mt 13,36 ff) und es gibt nicht nur die "schlechten Fische im Netz"(Mt 13,47 ff). Es gibt immer und auch heute den Herrn selbst, den Menschgewordenen in irdischer Gestalt mitten unter uns.

---

(1) Nach

Willi Hoffsummer (Hg):  
Kurzgeschichten 8  
Ostfildern 2006 S.72

(2) Rainer Bucher:

Hitlers Theologie  
Würzburg 2008 S.173